

Der Medienphilosoph und Geschwindigkeitstheoretiker Paul Virilio<sup>1</sup> hat für dieses Empfinden den neuen Wissenschaftszweig „Dromologie“ (zusammengesetzt aus dem altgriechischen „dromos“ für „Rennbahn“ und „logos“ für Wissenschaft) ins Leben gerufen. Laut Virilio ist diese Geschwindigkeits- und Beschleunigungserfahrung nicht nur Signatur des zwanzigsten Jahrhunderts, sondern das verhängnisvollste Phänomen überhaupt. Seines Erachtens „vernichtet die Geschwindigkeit den Raum und verdichtet die Zeit,“ wie Christoph Tholen in einem Kommentar feststellt.<sup>2</sup> Am unmittelbarsten vielleicht vorgeführt und durchdekliniert in den Romanen von Don deLillo. Am Schluss seines postmodernen Romans „Cosmopolis“ erlebt der Protagonist Eric Packer in einer sich aufstauenden Verlangsamung seine Ermordung. „Die Zeit hing in der Luft.“<sup>3</sup> Indem er auf seine Uhr schaut, die gleichzeitig eine Kamera ist, sieht er in einer merkwürdigen Inversion, allmählich erstarrend, seinem eigenen Sterben zu. „Er wusste, dass ♂ *unbekannt* die Bezeichnung für die Leichen unidentifizierter Männer in der Pathologie eines Krankenhauses war. O Scheiße, ich bin tot.“<sup>4</sup> Von Martin Heidegger wurde Welt und Dasein auf dem Hintergrund des Zeithorizonts neu gefasst. In dem seinerzeit unter Zeitdruck geschriebenen Hauptwerk „Sein und Zeit“

---

<sup>1</sup> Virilio, Paul: Geschwindigkeit und Politik. Ein Essay zur Dromologie. Berlin 1989.  
Ders.: Ästhetik des Verschwindens.- Berlin:1986.

Ders.: Die Sehmaschine.- Berlin: 1989.

<sup>2</sup> Tholen, Georg Christoph: Geschwindigkeit als Dispositiv. – In: Joseph Jurt (Hrsg.): Von Michel Serres bis Julia Kristeva, Freiburg 1999, S. 135-162; zitiert nach <<https://de.wikipedia.org/wiki/Dromologie>>; aufgerufen am 19. Juli 2018.

<sup>3</sup> Don DeLillo: „Cosmopolis“. Aus dem Amerikanischen von Frank Heribert.– München 2005; Seite 211.

<sup>4</sup> Ebenda, S. 217.

wird das Dasein der Dinge nicht einfach als „in der Zeit“ seiend bestimmt, sondern die Zeitlichkeit gehört von vornherein zu ihrer „Ek-sistenz“. So wird das Dasein des Menschen von seinem Ende her gedacht, sein „Sein zum Tode“ im Lebensvollzug der „Sorge“ neu bestimmt.<sup>5</sup>

„Tempus fugit.“ Dass die Zeit flieht, wusste man nicht erst seit der Antike. Im Barock wird das Bewusstsein einer *vita brevis* sogar zum vorherrschenden Lebensgefühl. „Mensch werde wesentlich: denn wann die Welt vergeht / so fällt der Zufall weg / das wesen das besteht.“ heißt es bei Angelus Silesius.<sup>6</sup> In den „Kirchhofsgedanken“ (1657) von Andreas Gryphius wird die zeitgenössische Vanitas-Thematik in dem Sonett „Es ist alles eitel“ formuliert:

Du sihst / wohin du sihst nur Eitelkeit auff Erden.  
Was dieser heute baut / reist jener morgen ein:  
Wo itzund Städte stehn / wird eine Wiesen seyn /  
Auff der ein Schäfers-Kind wird spielen mit den Herden.<sup>7</sup>

Vergänglichkeits- und Kontingenzerfahrungen, Memento Mori und das große Umsonst werden zu Ingredienzien des barocken Lebensgefühls. „Gleich wie diß licht verfiel / so wird in wenig Jahren // Ich / du / vnd was man hat / vnd was man siht / hinfahren.“<sup>8</sup> heißt es im berühmten Gryphius-Sonett „Abend“, der nicht nur den zu Ende gehenden Tag

---

<sup>5</sup> Heidegger, Martin: Sein und Zeit.– Tübingen, 16. Aufl. 1986. (Vgl. dazu insbesondere das Kapitel „Die Interpretation des Daseins auf die Zeitlichkeit...“, S. 41 ff. sowie das Kapitel „Die Sorge als Sein des Daseins“, S. 180 ff.)

<sup>6</sup> Silesius, Angelus (Johannes Schäffler): Cherubinischer Wandersmann II,30. Kritische Ausgabe.– Hrsg. Von Luise Gnädinger. Stuttgart 1985; S. 76.

<sup>7</sup> Gryphius, Andreas: Freuden vnd Trauer-Spiele auch Oden vnd Sonnette sampt Herr Peter Squentz Schimpff- Spiel. Sonnette. Das Erste Buch.– Breßlau 1958; S. 4f.

<sup>8</sup> Zitiert nach Szyrocki Marian (Hrsg.): Andreas Gryphius. Sonette.– Tübingen 1963. S. 66.

umgreift, sondern gleichzeitig ein Symbol für das zu Ende gehende Leben darstellt. Aber so wie die Nacht von Sternen übersät ist („Der schnelle Tag ist hin / die Nacht schwingt ihre fahn // Vnd führt die Sternen auff), so gibt es Hoffnung durch Gott auf das ewige Licht, wenn man gestorben ist.

Gleichzeitig wird auf dem Hintergrund der von Not, Pest, Hunger und den Gräueln des 30-jährigen Krieg der Ruf laut, die knappe Lebenszeit im Hier und Jetzt, wann immer sich die Möglichkeit dazu bietet, zu genießen. „Pflück dir den Tag“, sei vernünftig, genieße ihn, so könnte man das Motto des Carpe Diem umschreiben. Nutze den Tag, die Stunde. Opitz bringt in seinem Liebesgedicht „Ach, liebste lass uns eilen“ die antithetisch-hedonistische Seite dieses Lebensgefühls wunderbar zum Ausdruck.

Ach Liebste / laß vns eilen /  
Wir haben Zeit:  
Es schadet das verweilen  
Vns beyderseit.  
Der edlen Schönheit Gaben  
Fliehn fuß für fuß:  
Das alles was wir haben  
Verschwinden muß. (...)  
Drumb laß vns jetzt geniessen  
Der Jugend Frucht /  
Eh' als wir folgen müssen  
Der Jahre Flucht.<sup>9</sup>

Von Beginn an hat man vermutet und gehofft, dass der Erfahrung der Liebe etwas Gegenläufiges, implizit die

---

<sup>9</sup> Opitz, Martin: Gesammelte Werke. Kritische Ausgabe.- Hrsg. v. Georg Schulz-Behrend. Bd. 2.2. Stuttgart 1979, S. 666 f.

Vergänglichkeit Überdauerndes innewohnen könne. In der konzeptionellen Vorstellung des Liebestodes kommt dies variantenreich zum Ausdruck. Bei aller Diversität in der begründenden Motivik, ob es um die ehebrecherische Liebe wie bei Tristan und Isolde, um gesellschaftliche Schranken, welche das Liebespaar nicht zusammenkommen lassen wie bei „Romeo und Julia“ von Shakespeare, respektive bei „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ von Gottfried Keller, oder um Standesunterschiede wie in „Kabale und Liebe“ oder um einen Selbstmord à la Werther geht – immer bleibt den Liebenden im irdischen Leben dauerhaftes Glück nicht vergönnt; gleichwohl besteht noch Hoffnung, über den Tod hinaus, durch ihn hindurch in einem jenseitigen Leben mit dem beziehungsweise der Geliebten zusammenzukommen. Das Narrativ des Liebestodes, das sich über Theater, Oper, Film bis in unsere Tage hinein durchzieht<sup>10</sup>, ist am schönsten vielleicht vorformuliert in der Anklage des „Ackermanns aus Böhmen“ von Johannes von Tepl (alias Johannes von Saaz). In einem philosophischen Streitgespräch wird der Tod vom Ackermann angeklagt, dass er ihm nicht nur viel zu früh seine Frau geraubt habe, sondern dass der Tod wahllos seine Sense schwingt. Liebe ohne Leid scheint es nicht zu geben. Der Mensch und mit ihm der Dichter wendet sich am Schluss in einem tief empfundenen Gebet an Gott. Dieser wird beiden Seiten gerecht. Gottes Schiedsspruch lautet: Dem klagenden Ackermann gebühre zwar die Ehre; der Tod möge aber den Sieg davontragen. Der Mensch sei verpflichtet, dem Tod das

---

<sup>10</sup> Vgl. dazu: Bronfen, Elisabeth: Liebestod und Femme fatale. Der Austausch sozialer Energien zwischen Oper, Literatur und Film.- Frankfurt am Main, 2004.

Leben, der Erde seinen Leib, die Seele jedoch Gott zu überlassen.

ir habet beide wol gefochten; den  
twinget leit zu klagen, disen die  
anfechtung des klagers die warheit zu  
sagen. Darvmb, habe ere! Tot, habe  
sige! seit ieder mensche dem tode das  
leben, den leib der erden, die sele vns  
pflichtig ist zu geben.<sup>11</sup>

Hier treffen zwei Weltanschauungen aufeinander. Der mittelalterliche Standpunkt beharrt darauf, dass das Leben nur um des Sterbens willen da sei, die Neuzeit denkt tiefer: Auch der Mensch im Diesseits hat Anspruch auf Selbstverwirklichung und Glück. Moralischer Sieger über den Tod bleibt jedoch der Mensch, insofern der Tod das Gedenken des Ackermanns an seine verstorbene Frau nicht zerstören kann und dessen Liebe quasi den Tod über-dauert. Schon unsere nächsten hominiden Verwandten, die Neandertaler, bestatteten ihre Toten, teilweise mit Grabbeigaben, was in gewisser Weise auf Meta-Physik, auf eine Art Glauben an den Fortbestand des diesseitigen Lebens schließen lässt. Im Totenkult Ägyptens wird eine ganze Volksgemeinschaft mobilisiert, um den gottgleichen Königen ein angenehmes Weiterleben nach dem Tode zu garantieren. Ritus und Kultus werden zu Ingredienzien menschlicher Gemeinschaften, deren überwiegend religiös-mythische Korrelate weitertradiert werden.

---

<sup>11</sup> Tepl von, Johannes: Der Ackermann aus Böhmen (Werkstatt Ludwig Henfflin).- Stuttgart 1470; Kap. 33.